

demnächst im Kino „Halo“: d

Auf seinem MP3-Player hörte Handynotrufe der Columbine



Unheimliches Idol: Michael Myers aus der „Halloween“-Filmserie war Bastians Held



Schutz hinterm Auf zwei Schüler die Co School in Littleton, Bastian bewundert

# Gewaltförderung durch falsche Paradigmen

## Psychologische Voraussetzungen der Gewaltprävention

Dr. Uwe Füllgrabe

## Einleitung:

»Unserer Gesellschaft ist für die Aggression die Quittung präsentiert worden, die signifikant und hoch in der Summe ist.« Dies schrieb keineswegs ein Psychologe oder Politiker zu dem »Hilferuf« einer Berliner Schulleiterin aus dem Jahre 2006, die mit extremer Gewalt konfrontiert wurde. Vielmehr stammt das Zitat von dem amerikanischen Psychologen Buss (1972, S. 20) aus den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts! Dieser Artikel zeigt deshalb auf, dass in den vergangenen Jahrzehnten kriminalpolitischen Maßnahmen in Deutschland häufig falsche Paradigmen zugrunde lagen und dass es unbedingt notwendig ist, die psychologischen Prozesse der Kriminalitätsentstehung zu berücksichtigen und dies in den Erziehungsmaßnahmen umzusetzen.

### 1. Psychologische vs. soziologische Betrachtungsweisen sozialer Probleme

In Deutschland hat sich ein relativ hohes Aggressionsniveau aufgebaut, was in der Öffentlichkeit eigentlich nur dann bemerkt wird, wenn es zu spektakulären Aggressionen kommt, wie Amok (s. Füllgrabe, Report Psychologie Nr. 11/12, 2002), Gewalttaten von Hooligans usw. oder wenn sich Lehrer als letztes Mittel an die Öffentlichkeit wenden. Die Brisanz dieses Problems z.B. im Schulbereich wurde aber jahrelang immer wieder bagatellisiert, etwa mit dem Hinweis, dass es beispielsweise schon immer Schlägereien auf dem Schulhof gegeben habe. Diese Argumentation ist schon deshalb nicht sachgerecht, weil man unterscheiden muss zwischen Rangeleien (Playfight) und einer Schlägerei. Auch gibt es nach informellen Aussagen verschiedener Beobachter einen wichtigen Unterschied zu früher, wo der Kampf beendet war, wenn der Gegner am Boden lag: Heute wird noch brutal auf den am Boden Liegenden getreten, sogar auf den Kopf. Dies zeigt ja auch das Beispiel eines französischen Polizeibeamten, der bei der Fußballweltmeisterschaft 1988 von deutschen Hooligans zum Krüppel zusammengetreten wurde.

Gewalt wird in Diskussionen häufig in ihrer »klassischen« Form« gesehen. In der Praxis tauchen immer neue, subtilere und menschenverachtendere Formen von Gewalt auf, wie etwa Stalking, Cyberstalking oder (in den USA) Mädchenbanden, die Jungen veranlassen, Mädchen zu vergewaltigen.

Über Entwicklungen in Deutschland berichtet Spiegel online (13.06.2006): »Prügeln allein reicht nicht mehr. Jugendliche filmen Gewalt- immer öfter auch sexuelle Übergriffe – mit ihren Handys. Mädchen, die ihre Opfer werden, haben oft keine andere Chance, als aus der Öffentlichkeit zu verschwinden, wenn sie den letzten Rest ihrer »Ehre« retten wollen.«

Und Eigensicherung in der Praxis gegen Gewalt ist nicht nur für Polizisten wichtig geworden, sondern selbst dort, wo man Gewalt am wenigsten vermutet, z.B. für die Mitarbeiter von Bibliotheken (Eichhorn, 2006) und psychologische und medizinische Gutachter. Wie mir die Kollegen berichteten, sind sie bei der Frage, ob ein Jugendlicher seinen Führerschein wiederbe-

kommt, die erste Instanz, die eine ernsthafte Sanktion ausspricht. Und Jugendliche, die bisher immer wieder nachsichtige Richter erlebten, sehen negative Entscheidungen der Gutachter als willkürlich und ich-bedrohend an.

Wenn Gewalt nicht sachgemäß bekämpft wird, hängt dies damit zusammen, dass nicht die direkten Ursachen von Gewalt angegangen werden: gewalttätige Kognitionen, Imaginationen, impulsiver Lebensstil, mangelnde soziale Fähigkeiten usw., wie sie in den kriminalpsychologischen Studien immer wieder gefunden werden (z.B. Lösel & Bliesener, 2003; West & Farrington, 1978). Dagegen werden in der Öffentlichkeit und den Medien als Ursachen von Gewalt und Maßnahmen zumeist soziale Faktoren genannt: Jugendarbeitslosigkeit, Perspektivlosigkeit, bestimmte Schulformen usw. und als Maßnahmen deshalb Schaffung von Arbeitsplätzen, bessere Wohnungen usw. Und: man dürfe gewalttätige Jugendliche »nicht ausgrenzen.«

All dies spiegelt zwar ein – von den Betroffenen als »human« empfundenes – Weltbild wider, aber nicht die Realität von Gewalt und Kriminalität. Beispielsweise zeigte der Sherman- Report (1997), in dem über 500 Präventionsmaßnahmen gemäß genauer wissenschaftlicher Kriterien analysiert wurden, dass die Beschaffung von Arbeitsplätzen die am wenigsten geeignete Maßnahme zur Verhinderung von Kriminalität war. Der Grund dafür ist einfach: Um einen Arbeitsplatz auszufüllen, bedarf es bestimmter Fähigkeiten, Verhaltensweisen und Normen. Ein impulsiver Lebensstil, wie er für viele gefährdete Jugendliche typisch ist, steht dem natürlich entgegen.

Bereits 1965 hatte Sanford an verschiedenen Beispielen aufgezeigt, dass gut gemeinte soziale Projekte scheitern, wenn sie die psychologische Realität und das Denken der Menschen nicht in Betracht ziehen. In diesen Fällen wäre es angemessen gewesen, die sozialpolitischen Maßnahmen auf Kenntnissen der besonderen Subkultur sowie auf allgemeinen psychologischen Erkenntnissen zu begründen. Denn: »Wenn umfangreiche soziale Handlungen auf falschen Annahmen begründet sind, können sie für eine große Anzahl von Menschen Schäden bewirken (Sanford, 1965, p. 1383).« Deshalb zweifelte er daran, dass »irgendjemand in der heutigen westlichen Welt«, noch »doktrinär« versuchen würde, sozialpolitische Maßnahmen auf Ideologien zu begründen (Sanford, 1965). Er sollte sich getäuscht haben. Im Zusammenhang mit der euphemistisch als »68er Revolution« bezeichneten Bewegung wurden erneut soziologische (bzw. triebtheoretisch zentrierte psychoanalytische) Theorien und Paradigmen in den Vordergrund der Betrachtungsweise für gesellschaftliche Phänomene gerückt und andere psychologische Theorien und Paradigmen beiseite gedrängt. (Ich benutze den Begriff Paradigma deshalb, weil sich nicht nur unterschiedliche Theorien gegenüberstanden, sondern auch völlig unterschiedliche Menschenbilder, aus denen völlig entgegengesetzte Maßnahmen abgeleitet wurden.) Damit lebte genau die Betrachtungsweise sozialer Probleme aus der Perspektive der Mittelschicht wieder auf, die Sanford

## Zum Autor

DR. UWE FÜLLGRABE  
Jahrgang 1941,  
Psychologieoberrat am  
Bildungsinstitut der  
Polizei (BIPNI)  
Niedersachsen in Hann.  
Münden.  
Psychologiestudium in  
Saarbrücken und  
Frankfurt, sowie einige  
Semester Chemie,  
Physik und Mathematik.  
Mitarbeit an einem  
Projekt der Deutschen  
Forschungsgemeinschaft  
zur Erstellung eines TAT  
zur Aggressionsmessung.  
Nach Beschäftigung in  
der Marktforschung und  
der Industrie seit 1970  
Fachlehrer für  
Psychologie, Pädagogik  
und Soziologie an der  
Landespolizeischule  
Niedersachsen  
(jetzt BIPNI) in Hann.  
Münden. Autor der  
Bücher Persönlichkeits-  
psychologie, Menschen-  
kenntnis, Polizeipsycholo-  
gie, Kriminalpsychologie,  
Der psychisch auffällige  
Mitbürger, Psychologie  
der Eigensicherung und  
zahlreicher Handbuchbei-  
träge und Artikel in Fach-  
zeitschriften.  
Darin wird, gemäß dem  
Prinzip der  
theoriegeleiteten Praxis,  
neben der Vermittlung  
von wissenschaftlichen  
Erkenntnissen für die  
Praxis auch die  
Bedeutung neuer  
Paradigmen betont.

## Adresse

DR. UWE FÜLLGRABE  
Vogelbrunnenweg 8  
34346 Hann. Münden  
T 05541 – 311 55  
E uwe.fuellgrabe@gmx.net

(1965) für überwunden glaubte. Diese Betrachtungsweise findet sich in der Meinung wieder, dass Personen aus »sozial benachteiligten Schichten« genauso seien wie Personen aus der Mittelschicht, nur eben ärmer. Paradoxerweise haben aber gerade soziologische Untersuchungen gezeigt, dass Menschen in bestimmten Subkulturen völlig andere Denk- und Verhaltensweisen als die Mittelschicht haben (z.B. Anderson, 1994; Miller, 1958) und dass materielle Armut nicht mit einer »Kultur der Armut« gleichzusetzen ist (Lewis, 1966). Und Lösel und Bliesener (2003) zeigten auf, dass es Kognitionen sind, die an erster Stelle der Gewaltursachen stehen.

Es ist also unbedingt notwendig, bei der Betrachtungsweise sozialer Probleme und spezifisch von Gewalt und Kriminalität psychologische Gesichtspunkte in den Vordergrund zu rücken! Dieser Artikel geht deshalb – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – auf wichtige Prozesse der Kriminalitätsentstehung, die Auswirkungen falscher Paradigmen und gesicherte Prinzipien der Gewalt- und Kriminalitätsprävention ein.

## 2 . Die systematische Bekräftigung von Gewalt

Betrachten wir den Wissensstand zu Anfang der 70er Jahre. Wissenschaftliche Untersuchungen und auch Beobachtungen in der Praxis zeigten, dass man sofort auf Gewalt reagieren muss, sonst wird diese bekräftigt, und durch das »Lernen am Erfolg« wird der Täter immer gewalttätiger. Selbst das bloße Zuschauen eines Lehrers, wenn Kinder gewalttätig werden, wirkt gewaltfördernd (Tausch & Tausch, 1970). Diese Kinder lernen: Ich kann gewalttätig werden, ohne dass dies negative Folgen für mich hat. Deshalb fordern Tausch und Tausch (1970), dass man bei Fehlverhalten die »natürlichen Konsequenzen des Verhaltens« erleben muss.

In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts kam aber im Zusammenhang mit der »68er Revolution« ein völlig neues Paradigma, eine neue Denkrichtung auf. Danach war »die Gesellschaft« für viele Missstände und spezifisch Kriminalität verantwortlich. Deshalb sollte man auf keinen Fall Täter durch Sanktionen »stigmatisieren«, »ausgrenzen« usw. (s. Labeling – Theorie; z.B. Schumann, 1980).

Welche dieser beiden Denkrichtungen war nun richtig? Um dies festzustellen, braucht man nur zu überprüfen, in wieweit diese Theorien mit der Realität übereinstimmen oder nicht. Ein guter Realitätstest dazu bildete damals schon das Phänomen der Rockerkriminalität.

Anschaulich schilderten Wolf und Wolter (1976, S.54 f.) das Verhalten von Rockern.

*«Es gibt Tage, ja Wochen, in denen nichts geschieht. In dieser Zeit tritt aber die Autorität der Rädelsführer in den Hintergrund: Um den Führungsanspruch auch gegenüber den Konkurrenten zu bestätigen, wird eine Aktion eingeleitet. So wird beschlossen, »Putz zu machen.« Meist wird ein Vorwand gesucht und gefunden: Irgendjemand ist irgendwo und irgendwann »angelabert« worden. Ob dies stimmt, interessiert niemanden. Man zieht in Richtung der behaupteten Örtlichkeit los, hat aber dieses Ziel*

*schon an der nächsten Straßenecke vergessen. Zunächst beginnt es vergleichsweise harmlos. Passanten werden erst angepöbelt, wenig später angerempelt. Ein Zeitungsstand wird umgeworfen. Bald steigert sich die Intensität. Ein etwa 10jähriger Junge wird festgehalten und der Rädelsführer schlägt ihm genüßlich die Nase blutig. Mehrere Passanten werden angehalten und die Taschen »leer gemacht.« Eine jüngere Frau, die auf die andere Straßenseite auszuweichen sucht, wird johlend eingekreist, mit Bezeichnungen belegt, von denen »Nutte« noch die harmloseste ist, dann erhält sie Faustschläge ins Gesicht, Tritte in den Unterleib. An der nächsten Querstraße bilden die Rocker (ca. 50 Personen, zusätzlich noch 10 – 20 andere Jugendliche, die nicht zu den Rockern gehören, sich aber anschließen) eine Kette von der einen zur anderen Straßenseite und »kämmen« gewissermaßen die Straße ab. Insgesamt zehn Leute werden geschlagen, teilweise niedergeschlagen. Die übrigen flüchten in Häuser. Zwei spielende Mädchen von 8 – 10 Jahren erhalten Schläge mit dem Gummiknüppel. Ein beinbehinderter älterer Mann wird vor ein fahrendes Kraftfahrzeug gestoßen, dessen Fahrer allerdings die Situation vorher erkannt hat und ausweichen kann. Leere Bierflaschen fliegen in Fensterscheiben; Radfahrer, die nichtsahnend aus der Seitenstraße einbiegen, werden vom Rad gestoßen, zu Boden geschlagen, in den Leib und ins Gesicht getreten, die Fahrradspeichen verbogen.«*

Wie konnte derartige Brutalität entstehen? Lag hier ein starker Aggressionstrieb vor, wie damals von psychoanalytischer Seite (s. z.B. Ziese, 1976) und biologischer Seite (s. Lorenz, 1963) postuliert?

Typisch für die damalige Betrachtungsweise von Gewalt durch die Psychoanalyse sind die Ausführungen von Ziese (1976): »Wenn man von der Frustrationstheorie absieht, wird das Vorhandensein eines Aggressionstriebes in der analytischen Literatur nicht bestritten (Ziese, 1976, S. 347).« Mit anderen Worten: Die Existenz von Lernvorgängen kam in der psychoanalytischen Betrachtungsweise von Aggression überhaupt nicht vor.

Eine ausführliche Kritik an der Betrachtungsweise von Gewalt mit einem autonomen Aggressionstrieb findet man z.B. in Füllgrabe (in Druck). Doch gerade das Beispiel der Rockergang bietet einen guten Realitätstest der verschiedenen Konzeptionen an.

Gäbe es tatsächlich einen »Aggressionstrieb«, so hätten die Handlungen – gemäß der Triebkonzeption – anfangs sehr intensiv sein müssen und dann später immer schwächer (genauso wie Hunger geringer wird, wenn man isst).

Dass kein »Trieb« ausgelebt wurde, sondern dass durch die Freude an der Gewalt diese Gewalt überhaupt erst erzeugt wurde, wird durch folgende Beobachtung veranschaulicht: Trotz des Grölens und Lärmens herrschte bei den Rockern eine bewusste und gezielte Terrorstimmung. Auch wenn Personen zusammengeschlagen und weiterhin getreten wurden, geschah dies gezielt und beabsichtigt. »Die Tatsache, dass man sich dies erlauben könne, keine – spätere – Gegenwehr in Erscheinung trete, ermutige die Rocker zu immer extensiverem Terror. Dabei könne von einer psychischen Ag-

# ANZEIGEN

gressivität überhaupt keine Rede sein; der Beginn der Aktionen erfolge eher »müde«, und erst nach einiger Zeit komme so etwas wie gesteigerte Aktivität auf.« (Wolf & Wolter, 1976, S. 56)

Auch die allmähliche Entwicklung der Rockergang belegt das Wirken von lernpsychologischen Prinzipien, denn sie vollzog sich in vier Phasen, die in immer kürzeren Phasen zu immer extremerer Gewalt führten: Von Ruhestörungen, Lärmen u.ä. zur Phase des offenen Terrors: gefährliche Körperverletzungen, räuberische Erpressungen, selbst offenkundiger Raub am helllichten Tag, begangen an Personen, die sich schon nicht mehr zur Polizei wagten, weil sie die Rache der Rocker fürchteten.

Es zeigte sich zweierlei:

a) Mit der anhaltenden zeitlichen Existenz der Rockergruppierung steigerten sich auch die Delikte und zwar hinsichtlich ihrer Häufigkeit und Extensität, als auch hinsichtlich der Verlagerung von relativ leichten zu immer schwereren Delikten.

b) Die Anfangsphase dauert am längsten. Hier wäre es noch am ehesten möglich gewesen, die Entwicklung zu stoppen.

Häufige Interviews mit den Rockern bestätigen die lerntheoretische These: Zuerst waren die Jugendlichen ängstlich und erheblich unsicher, fürchteten offensichtlich Gegenmaßnahmen. Als diese ausblieben, änderte sich sehr bald auch das jeweiligen psychische Bild. In der Anfangsphase und noch in der ersten Periode der Übergangsphase wäre es möglich gewesen, mit einfachen Polizei- und Erziehungsmaßnahmen die Entwicklung zu stoppen, aber die übergeordneten Funktionäre der Jugend- und Innenbehörde wollten »fortschrittlich« sein (Wolf & Wolter, 1976). So entwickelte sich bei den Rockern sehr bald ein sich steigendes Selbstbewusstsein und ein sich immer mehr verstärkendes terroristisches Selbstverständnis.

### 3. Die fehlende gesellschaftliche Reaktion

Wissenschaftlich gesehen ist die Entstehung der Rockergewalt ein anschauliches Beispiel für die Entstehung von Gewalt durch Bekräftigungslernen. Weil keine negativen Konsequenzen für Gewalt erlebt wurden und die Gewaltausübung unmittelbare Befriedigung verschaffte, wurde das Verhalten der Rocker bekräftigt und verstärkt. Vor einem derartigen Bekräftigungslernen von aggressivem Verhalten hatten Tausch und Tausch (1970) gewarnt: Gewalt darf sich nicht auszahlen. Und vor allem warnten sie davor, dass Gewalt verstärkt auftritt, wenn Erzieher usw. passiv zuschauen, statt einzugreifen. Dies wird nämlich von gewaltbereiten Personen als Billigung ihres Verhaltens gedeutet. Die Rocker fassten ihre Brutalitäten als echte anerkanntswürdigen Leistungen auf und feierten sie. »Dass die »Erfolge« wegen der großen Überzahl der Rocker keine Leistungen sein können – eine solche Überlegung gibt es bei Rockern nicht.« (Wolf & Wolter, 1974, S. 56) Der pädagogisch richtige Ansatz wäre jetzt gewesen, die Rocker zu gewaltfreiem Handeln anzuhalten und Mitgefühl für die Opfer zu erzeugen.«

Wie war aber die gesellschaftliche Reaktion auf den

Rockerterror? »Auf dem Höhepunkt des Rockererrors appellierten Pastoren und Jugendpädagogen an die Öffentlichkeit. Wogegen? Nicht gegen den Rockerterror, sondern gegen eine pauschale Verurteilung »dieser neuen Stiefkinder der Gesellschaft« (Wolf & Wolter 1974, S. 10).« Statt Mitgefühl für die Opfer zu zeigen oder zu aggressionsfreiem Handeln angeleitet zu werden, erlebten die Rocker also positive Reaktionen. Und diese förderte die Entwicklung der Rockergang in vier Phasen.

Wenn heute immer dann öffentliches Entsetzen über Gewalt an den Schulen, Gewalt gegen Ausländern, Amokläufen usw. geäußert wird, muss man bedenken, dass schon damals der geistige Boden dafür durch eine extreme Gewalttoleranz vorbereitet wurde. Dies illustriert am besten folgendes, extremes Beispiel:

Ein motorradbegeisterter Pfarrer wird von einer Rockergang zum »Ehrenrocker« gekürt. Als er hört, dass diese ein Lokal demolieren will, erklärt er ihnen keineswegs die Notwendigkeit von Gewaltfreiheit, sondern rät dazu: »Lasst es beim Sachschaden und schlagt keinen zum Krüppel.« Die Gang zerschlägt das Inventar, kippt den vor Angst erstarrten Gästen die Tische um und sichert den Rückzug mit Schüssen aus Gaspistolen (Füllgrabe, in Druck).

Man kann also die Auswirkungen des damaligen Zeitgeistes – der z.B. aus vielen Artikeln der Fachzeitschrift *Kriminologisches Journal* herauszulesen ist – so formulieren:

1. Gewalt wurde keineswegs als etwas angesehen, was man unbedingt vermeiden muss.
2. Die materiellen und psychischen Konsequenzen für die Opfer wurden kaum oder überhaupt nicht betrachtet.
3. Täter wurden sogar als Opfer betrachtet, nämlich als Opfer sozialer und anderer äußerer Umstände. Damit wurde die Notwendigkeit der Selbststeuerung negiert.
4. Die Realität wurde nicht zur Kenntnis genommen. Dies zeigt sich z.B. an folgender Nachricht:

Schon 1977 ergab eine dpa Umfrage, dass sich Gewalt und Zerstörungswut auf Schulhöfen breit macht, jüngere Schüler erpresst werden usw. »Die Verletzungen der Schüler gehen sogar zu solch schweren Schädigungen wie Leberriß und Kehlkopfverletzungen. Hessische Eltern kritisierten, dass sich die Lehrer »wie die drei Affen« verhalten: Sie hören, sehen, und sagen nichts zu den Gewalttätigkeiten der Schüler (Hessische Niedersächsische Allgemeine, 4.5.1977).«

Es hatte also ein dramatischer Paradigmenwechsel stattgefunden, weg von der Tatsache, dass z.B. Toch (1969) zehn unterschiedliche Motivationsstrukturen von Gewalttätern (u.a. Freude an Gewalt und »der kalte Praktiker angewandter Gewalt«) ermittelt hatte.

### 4. Die vier Paradigmen

Zum Verständnis der sachgerechten Reaktion auf Gewalt, aber auch hinsichtlich von Süchten und psychologischen Problemen ist es wichtig, die vier möglichen Modelle bzw. Paradigmen (weil es sich hier um völlig unterschiedliche Menschenbilder handelt) zu betrachten, die bei Problemen und im therapeutischen Raum

# ANZEIGEN

möglich sind (Coates, Renzaglia & Ebee, 1983):

1. Das **moralische Modell**: Der Empfänger der Hilfe wird sowohl für die Entstehung seines Problems als auch für dessen Lösung verantwortlich gesehen.

2. Das **kompensatorische Modell**: Der Empfänger wird nicht für seine Probleme verantwortlich gemacht, aber als verantwortlich für die Lösungen angesehen.

3. Das **medizinische Modell**: Der Empfänger der Hilfe ist weder für die Probleme oder ihre Lösung verantwortlich. Der Empfänger wird als krank, unfähig angesehen, als Opfer einer Krankheit oder anderer überwältigender negativer Kräfte, die außerhalb seiner Kontrolle sind. Er ist unfähig, sich selbst zu helfen und benötigt beträchtliche Hilfe von anderen. Diese Hilfe kommt von Experten, die Fähigkeiten und Talente haben, die der Empfänger nicht hat.

4. Das **Erleuchtungsmodell**: Der Empfänger wird für sein Problem, aber nicht für dessen Lösung verantwortlich gemacht. Es wird nicht erwartet, dass er seine Probleme löst.

Diese vier Modelle bzw. Paradigmen sind keineswegs gleichwertig, denn sie haben unterschiedliche Konsequenzen. Die Modelle sind nämlich mit der Kontrollüberzeugung verknüpft: Bekamen Personen internal-kontrollierbare Erklärungen für ihr Verhalten geliefert, fühlten sie sich kompetenter und fähig, mit ähnlichen Problemen in der Zukunft fertig zu werden.

Umgekehrt: Je mehr z.B. Schüler dem medizinischen Modell (»Ich habe keine Kontrolle...«) anhängen, desto eher gaben sie in der Schule auf und hatten weniger Hoffnung, dass sie bessere Noten bekommen könnten (Coates, Renzaglia & Ebee, 1983).

Coates, Renzaglia und Ebee (1983) betonten darum: Wohlmeinende Helfer können manchmal mehr Schaden anrichten als Gutes tun. Denn durch ein falsches Modell/Paradigma werden die Eigenverantwortung und das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten abgebaut. Und bereits im 18. Jahrhundert wies der englische Schriftsteller Edmund Burke darauf hin: »Das Einzige, was zum Triumph des Bösen notwendig ist, besteht darin, dass gute Menschen nichts tun.«

Man kann also sagen, dass Gewalt und Kriminalität in den 70er Jahren eher gemäß einem medizinischen Modell im Sinne von Coates, Renzaglia und Ebee (1983) gesehen wurden, wodurch die Eigenverantwortung des Handelnden heruntergespielt wurde. Dagegen hatte Zimbardo (1970) betont: Der Mensch hat die Wahl zwischen »Individuation«, Vernunft und Ordnung oder »Deindividuation«, Impuls und Chaos.

Zimbardo (1970) hatte schon damals mit Besorgnis auf die Auswirkungen einer Entwicklung hingewiesen, die durch nichtkognitiv orientierte, sondern emotionsorientierte u.ä. Therapien, Betonung des spontanen, freien Äußern von Gefühlen usw. eine breite gesellschaftliche Förderung und gewissermaßen Legitimation bekam. Und es entwickelte sich – wie Zimbardo es formulierte – eine weit verbreitete hedonistische Haltung: »Handle anderen gegenüber so, wie es Dir beliebt.« Dies ist eine Haltung, die auch typisch für Serienmörder, pädophile Täter, »Pferderipper« usw. ist (Füllgrabe, in Druck). Und dass diese hedonistische

Haltung, ausgedrückt in Spaß an der Gewalt und das »Kick«-Erlebnis das Hauptmotiv des Hooliganismus ist und nicht etwa Arbeitslosigkeit o.ä., zeigten Lösel, Bliesener, Fischer und Pabst, (2001). Hooligans betonen ausdrücklich den rausch- und suchartigen Charakter der Kämpfe.

Zimbardos Gedankengänge zeigen also, dass das Gegenstück zu Unterdrückung keineswegs grenzenlose Freiheit sein kann. Vielmehr ist es eine Freiheit, die Zimbardo (1970, p. 290) so definierte: »Durch die Benutzung kognitiver Kontrollen kann der Mensch Freiheit von den Einschränkungen gewinnen, die ihm durch seine Geschichte, Physiologie und Umwelt auferlegt sind.«

Grenzenlose Freiheit muss ja nicht automatisch zu künstlerischer, wissenschaftlicher und anderen Formen der Kreativität führen, sondern kann ja auch in Chaos münden, wie aktuelle Beispiele zeigen. Dies ist aber auch seit Jahrzehnten aus der Führungsstil – Forschung bekannt.

Angesichts der weit verbreiteten verhängnisvollen Neigung, jede pädagogische Einwirkung mit den Etikett »autoritär« zu versehen, soll auf die klassische Untersuchung von White und Lippitt (1969) hingewiesen werden.

Wichtig waren bei einem demokratischen Führungsstil auch »leitende Vorschläge«, also lenkende, hilfreiche konstruktive Vorschläge (White & Lippitt, 1969, S. 461), wenn ein Problem auftrat. Dagegen führte das Fehlen aktiver anleitender Vorschläge oft zu Unordnung und zu entmutigenden und erbitternden Misserfolgen und Rückschlägen bei den Arbeiten.

»Manche Fälle von offener Aggression und Interessenverlust sind direkt auf solche Misserfolge zurückzuführen«: Zwei Jungen mischten Gips, ehe sie Sand für einen Abdruck beschafften. Der laissez-faire-Leiter griff nicht ein, um ihnen zu zeigen, dass der angerührte Gips schnell hart wird. Das Ergebnis: Einer der Jungen stampfte in den Sand, wobei er den vorbereiteten Abdruck zerstörte. Andere trödelten herum. »Allgemeine Unordnung droht auszubrechen (White & Lippitt, 1969, S. 470).«

Man sieht also: Ein Laissez-faire-Stil droht leicht in Chaos und Gewalt umzukippen. Was geschieht, wenn man meint, man bräuchte keine Ordnungsstrukturen, wird auch aus dieser klassischen Untersuchung ersichtlich. Von White und Lippitt (1969, S. 464) wird nämlich ganz nebenbei berichtet – so dass man es leicht überliest – dass sich durch den laissez-faire-Stil bei zehnjährigen Jungen eine »Law- and- Order-Patrol« gebildet hatte, mit einer Rangordnung (Hauptmann, Leutnant usw.). Man kann also hier wie in der Realität feststellen, dass sich »im freien Spiel der Kräfte« nicht immer etwas Positives bildet. Vielmehr gilt, wenn es keine übergeordnete Ordnungsstruktur gibt: Die Macht liegt auf der Straße, man muss sie nur aufheben. Und wer diese Macht »aufhebt«, muss nicht unbedingt kooperationsbereit sein – es kann auch ein Diktator sein. Deshalb ist sofortiges konsequentes Reagieren auf Gewalt und Kriminalität – gemäß den Elementen des sozialintegrativen Führungsstils (Tausch & Tausch, 1970) – wichtig für einen demokratischen Rechtsstaat.

Eine gleichgültige, laissez-faire-Haltung drückt sich

# ANZEIGEN



auch im mangelnden Bemühen um eine Gewalt- und Kriminalitätsprävention aus. Man geht gewissermaßen von folgender These aus: Gewalt und Kriminalität sind konstant. Wenn man in einem Bereich Gewalt oder Kriminalität verhindert, treten sie in einem anderen Bereich auf. Diese These von der »Verschiebung von Kriminalität« kann empirisch als widerlegt angesehen werden.

Häufig ist nämlich das genaue Gegenteil der Fall: die Ausbreitung, Generalisierung positiver Konsequenzen von Präventionsmaßnahmen. Diese »Ausbreitung des Positiven« bedeutet konkret: Präventionsmaßnahmen können auch anderen Orten, anderen Situationen usw. die Kriminalität vermindern, obwohl dort überhaupt keine Präventionsmaßnahmen durchgeführt wurden! Als z.B. in die Bücher einer Universitätsbibliothek Magnetstreifen eingefügt wurden, ging der Bücherdiebstahl zurück. Aber auch der Diebstahl von Tonband- und Videokassetten ging zurück, obwohl sie nicht durch Magnetstreifen gesichert waren. Die Diebe wussten offensichtlich nicht, welche Gegenstände gesichert waren. Die Kriminalitätsbekämpfung in einem Busbahnhof verringerte die Gewalt auch in der nichtüberwachten Umgebung (Sherman, 1997).

### 5. Die undifferenzierte Betrachtung von Tätern

Falsche Reaktionen auf gewalttätiges und kriminelles Verhalten bzw. unangemessene beruhen vor allem darauf, dass man die Ursachen für Gewalt und Kriminalität ausschließlich in gesellschaftlichen Ursachen sah und dabei etwas Entscheidendes übersah: Es ist der Täter, der ein Delikt begeht und nicht eine anonyme Gesellschaft. Aber man wollte »modern« sein und (möglichst) auf Strafen verzichten, um den Täter nicht zu »stigmatisieren«. Dieser Denkweise lag aber eine undifferenzierte Betrachtung von Tätern zugrunde. Man kann nämlich drei Prototypen von kriminellen Jugendlichen unterscheiden, also drei unterschiedliche psychologische Grundrichtungen, wie viele Untersuchungen zur Jugendkriminalität zeigen (z.B. Füllgrabe, 1975a; Robins, John, Caspi, Moffitt & Stouthamer-Loeber, 1996):

1. den **sozialisierten Täter**, der in einer Gruppe nur Mitläufer ist, z.B. Mutproben begeht und der kriminalitätsfrei bleibt, wenn er in eine andere Gegend zieht.
2. den **unsozialisierten Täter**, der den harten, gewalttätigen Kern der Gruppe darstellt. Das psychologische Spektrum reicht hier von einem Jugendlichen mit impulsivem Lebensstil, der ihn durch Unüberlegtheit in Schwierigkeiten bringt, bis zum eiskalten Psychopathen.
3. den (mehr oder minder) **psychisch gestörten Täter**, der zumeist als Einzeltäter Sexualdelikte (Füllgrabe, in Druck) oder »symbolische Diebstähle« ohne Bereicherungsabsicht (Füllgrabe, 1975b) begeht. Dieser bedarf eher einer problemorientierten Psychotherapie, die ihm Verantwortung für sein Handeln aufzeigt ihm aber nicht eine Opferrolle zuweist (z.B. Logotherapie, Provokative Therapie), evtl. auch die Vermittlung sozialer Fähigkeiten (Füllgrabe, im Druck)

Für den sozialisierten Täter wäre eine harte Strafe tatsächlich kontraproduktiv. Wenn man aber nicht deutlich und konsequent auf einen impulsiven, unsozial-

sierten, oder sogar psychopathischen Täter reagiert, verschafft man diesem ein Erfolgserlebnis (»Kriminalität zahlt sich für mich aus.«). Und der Umfang und die Intensität seiner Kriminalität nehmen zu (Füllgrabe, in Druck). Der Sherman – Report (Sherman, 1997), der wissenschaftlich den Erfolg von über 500 Präventionsprogrammen überprüfte, stellte dazu fest, dass für sie Ärgerbewältigungsprogramme wichtig sind, durch die sie lernen, ihr Leben aggressionsfrei zu steuern.

Deshalb sind sowohl militärähnlicher Drill als auch Abenteuerpädagogik, Weltreisen usw. langfristig wenig erfolgreich (Sherman, 1997), Sowohl der harte Drill als auch der »weiche« Therapieansatz haben trotz ihrer Unterschiedlichkeit den gleichen Fehler: Sie vermitteln keine Steuerungsfähigkeiten, der Drill nämlich nur so lange, wie eine Autoritätsperson vorhanden ist! Aus dem gleichen Grund fand Sherman (1997), dass Arbeitsplatzmaßnahmen die am wenigsten erfolgreichen Präventionsmaßnahmen waren. Ein Sozialarbeiter, der im Drogenmilieu arbeitet, formulierte es anschaulich: »Wenn man einem arbeitslosen Hooligan einen Arbeitsplatz verschafft, hat man einen Hooligan, der einen Arbeitsplatz hat.«

Grundsätzlich wird die kriminologische Betrachtungsweise oft dadurch beeinträchtigt, dass man Täter nicht nach ihrer Persönlichkeitsstruktur differenziert. Beispielsweise fand Müller (1997) bei rechtsextremistischen Gewalttätern folgende unterschiedlichen Strukturen: der **Überzeugte** mit rechtsextremen Orientierungen, der **Mitläufer** mit diffusem politischem Weltbild und Gefühlen wie Wut, Neid, Angst oder Enttäuschung, der **Cliquenzentrierte**, für den Straftaten ein Teil der Gruppenaktivitäten darstellen, der **Aggressive**, der »Lust an der Gewalt« hat, der **Deviante**, der nicht unbedingt eine rechtsextreme Haltung besitzt und eine entsprechende Tat meist »nur« eine von vielen Straftaten ist.

Durch seinen empirischen Ansatz widerlegt Müller bestimmte gängige, aber unbewiesene Meinungen, z.B. (1997, S.48), »dass weder rechtsextremistischen Orientierungen noch rechtsextremistisch motiviertere Gewalt allein über die Schaffung von Arbeitsplätzen begegnet werden kann.« Oder (S. 61) »dass die Hinwendung zu rechtsextremistischen Orientierungen keineswegs in erster Linie über Deprivationserfahrungen und daraus resultierende Selbstwertprobleme der entsprechenden Personen erklärt werden kann.« – von 41 Befragten hatten 23 ein positives Selbstbild, und 12 neigten zur Selbstüberschätzung.

Die Ursachen für diese rechtsextremen Orientierungen sieht Müller in »emotionalen Desintegrationserfahrungen«. Im familiären Bereich sind dies: ein Mangel an Aufmerksamkeit, Zuwendung, Anerkennung und emotionaler Nähe; im gesellschaftlichen Bereich: eine extreme Leistungsorientierung und eine »immer häufiger wahrnehmbare Diskrepanz zwischen Reden und Handeln.«

### 6. Es ist nicht die Armut

Wenn in Diskussionen über Gewaltbereitschaft und Kriminalität als Ursachen: Armut, Jugendarbeitslosigkeit, Wohnungsprobleme usw. genannt werden, wird

# ANZEIGEN

unausgesprochen als Umkehrschluss gemeint, man müsse nur neue Wohnungen schaffen, die Armut beseitigen usw., um Gewalt und Kriminalität einzudämmen. In derartigen Argumentationen sind nicht nur mehrere Denkfehler verborgen, sie verschleiern auch wichtige Faktoren der Kriminalitätsentstehung und -vorbeugung.

Es ist nämlich ein impulsiver Lebensstil, der delinquentes Verhalten fördert – wie auch Lösel und Bliesener (2003) feststellten, und nicht etwa der ursprüngliche Mangel an finanziellen Ressourcen. Das Wort »ursprüngliche« ist deshalb wichtig, weil delinquente Jugendliche wegen ihres impulsiven Lebensstils trotz besserer finanzieller Ausgangslage durchaus auch an Geldmangel leiden können. Wie West und Farrington (1978) feststellten, lebten die delinquenten Jugendlichen über ihre Verhältnisse, gaben mehr Geld aus, als sie in ihrem Beruf verdienten, hatten keine Ersparnisse, hatten sogar Schulden (impulsiver Lebensstil).

Die Suche nach äußeren Faktoren, die Kriminalität verursachen, verstellte den Blick für wichtige Faktoren, die tatsächlich bei der Entstehung der Kriminalität eine Rolle spielen, aber leicht übersehen werden, weil sie entweder sehr subtil wirken oder nicht dem Zeitgeist entsprechen. Dass z.B. ein Faktor wie der fehlende Sinn des Lebens bei der Kriminalitätsentwicklung eine Rolle spielt, mag auf den ersten Blick überraschen. Doch Frankl, der »Vater« der Logotherapie, hat in seinen Schriften, z.B. »Das Leiden am sinnlosen Leben« (1995), immer wieder aufgezeigt, dass viele individuelle oder gesellschaftliche Fehlentwicklungen (z.B. Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben, Depression, Selbstmord, Kriminalität) mit dieser Sinnfrage zusammenhängen. Wer keinen Sinn in seinem Leben erkennen kann, ist auf der Suche nach einem »Kick«, »Thrill«. Und diese Suche nach einem »Thrill« kann leicht in Gewalt münden, wie bereits Miller (1958) in seiner empirischen Untersuchung zur Gewalt jugendlicher Gruppen nachwies. Dass die Sinnfrage des Lebens neben anderen Faktoren tatsächlich bei der Entstehung von Kriminalität mehr oder minder direkt eine Rolle spielt, zeigte Lips (1994) auf.

### 7. Die Suche nach dem »Kick«

Lips (1994) untersuchte die Persönlichkeitsstruktur von Hooligans, die auch völlig unbeteiligte und friedliche Passanten, sogar Kinder, völlig unmotiviert angriffen. Dass man die Gewaltbereitschaft der Hooligans auf die Suche nach einem »Kick« zurückführen kann und nicht etwa auf Armut und andere soziale Faktoren, ergibt sich daraus, dass sie während der Woche völlig unauffällig ihrer Arbeit nachgehen:

»Die ganze Woche über muss ich mich im Betrieb anständig aufführen, aber an den Wochenenden kann ich dann loslegen. Ich möchte später einmal ein ganz normaler Bürger werden, aber jetzt muss ich noch die Sau rauslassen (Lips, 1994, S. 426).«

»Dieses Sich-Selbst-Spüren, auch das Einstecken-Müssen gibt den Jugendlichen das Gefühl, dass sie wirklich leben. Das Risiko von schweren Verletzungen, u. U. sogar mit tödlichem Ausgang, wird in Kauf genom-

men. Das wäre dann eben Pech. An mögliche negativen Konsequenzen wird nicht gedacht, da man sonst nicht dreinschlagen könne (Lips, 1994, S. 426).«

Dass die Sinnfrage des Lebens etwas mit Gewalt bzw. Gewaltfreiheit zu tun hat, wie es etwa die Logotherapie von Frankl (1995) annimmt, ergibt sich auch aus der Untersuchung von Lips (1994). »Von den 10 Hooligans litten 8 unter Langeweile. Das Erleben von Spannung, Risiko und Gefahr lässt die Langeweile vergessen (Lips, 1994, S. 426). Dagegen empfand kein Jugendlicher der Kontrollgruppe sein Leben als langweilig.«

Lips (1994) zeigt auch die Erziehungsbedingungen auf, die zur Entstehung einer gewaltorientierten Persönlichkeit führten. Die Erziehung der Hooligans war nämlich durch eine mangelnde Interaktion zwischen Eltern und Kind gekennzeichnet. Auch war die Erziehung inkonsequent: mal wurden sie nachsichtig behandelt, dann wieder, meist vom Vater, unvermutet hart bestraft. Dadurch kam es nicht zu der Einstellung, dass angemessenes Verhalten immer erfreuliche und unangemessenes Verhalten immer negative Konsequenzen hat.

Obwohl das Verhältnis der Jugendlichen der Kontrollgruppe zu ihren Vätern nicht spannungsfrei war, fühlten sie sich akzeptiert und ernst genommen, und die Väter zeigten Interesse an den Belangen der Söhne. Die Erziehung war konsequent, und die Jugendlichen fühlten »sich nicht zu streng, sondern gerade richtig erzogen, auch wenn sie u. U. einmal eine Ohrfeige erhalten haben (Lips, 1994, S. 427).«

Durch eine derartige Erziehung wird dem Kind verdeutlicht, was erlaubt ist und was nicht toleriert wird. »So erfährt das Kind, dass es nicht einfach ohnmächtig ausgeliefert ist, sondern dass sein eigenes Verhalten bestimmt, wie die Umwelt mit ihm umgeht (Lips, 1994, S. 427).«

### 8. Kriminalität als Teil eines Problemsyndroms

Lips (1994) hatte gezeigt, dass sich aggressionsbereite von friedlichen Jugendlichen hinsichtlich verschiedener Merkmale unterschieden. Derartige Merkmale sind nicht zufällig, sondern offensichtlich auch abhängig von der Erziehung, und sie stehen nicht zusammenhanglos nebeneinander, sondern ergeben ein komplex zusammenwirkendes Muster. Diese Komplexität wird z.B. durch die Längsschnittuntersuchung von Rönkä und Pulkinen (1995) veranschaulicht.

Rönkä und Pulkinen (1995) verfolgten den Lebenslauf von Jugendlichen über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten. Sie stellten fest, dass besonders die Problembereiche »Aggressivität als Kind«, »Probleme in der Familie« und »Anpassung an die Schule« zu einer »Anhäufung von Problemen beim sozialen Funktionieren« beitrugen. Diese Risikofaktoren waren nicht unabhängig voneinander, sondern wirkten aufeinander ein und erhöhten das Risiko des Auftretens von Gewalt und Kriminalität.

Rönkä und Pulkinen (1995, p. 385) stellten für die bedeutsamsten Problemfaktoren verschiedene Zusammenhänge fest (Abbildung 1).

# ANZEIGEN

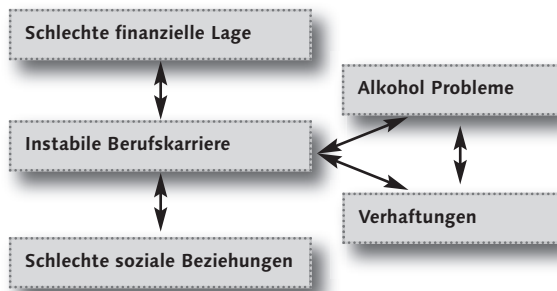


Abbildung 1

Die Vernetzung schlechter Erziehungsvoraussetzungen für das Entstehen dieser Problemmuster bei Männern stellten Rönkä und Pulkinnen (1995, p. 387) in einem weiteren Modell (s. Abbildung 2) dar.

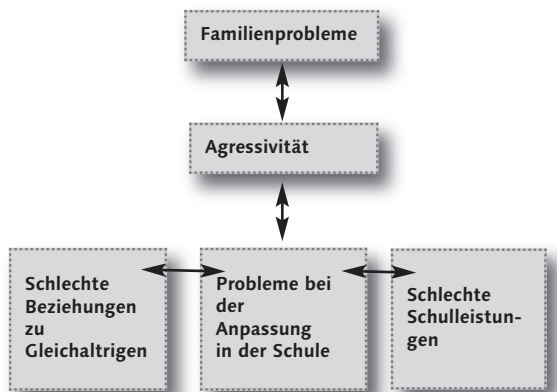


Abbildung 2

Man sieht also, dass keineswegs der Faktor Armut zu Kriminalität führt, sondern ein komplexes Muster von Faktoren, das man als »impulsiven Lebensstil« (Füllgrabe, in Druck) oder »delinquent way of life« (West & Farrington, 1977) bezeichnen kann. Wie entsteht jetzt aus einem derartigen psychologischen Muster eine kriminelle Tat? Neben der Suche nach einem »Kick« spielen dabei mangelnde soziale Fähigkeiten, mangelnde Ärgerkontrolle u.ä. eine entscheidende Rolle. Lempp (1977) stellte z.B. fest, dass sich die von ihm untersuchten jugendlichen Mörder nicht von anderen impulsiven Jugendlichen unterscheiden, außer der Tatsache, dass sie in eine Situation geraten waren, die sie nicht beherrschten.

Nach einem Familienstreit verließ ein Jugendlicher das Haus. Später ging er wieder nach Hause, drückte auf die Klingel, aber niemand machte auf. Er sah an den erleuchteten Fenstern, dass seine Familie zu Hause war. Deshalb fühlte er sich »verstoßen«, ging frustriert in die Stadt, wo er später einen Stadtstreicher tötete, um diesem 20 DM abzunehmen. Später stellte sich heraus, dass man ihm lediglich deshalb nicht öffnete, weil die Klingel kaputt war (Lempp, 1977).

Zur Gewalt- und Kriminalitätsvermeidung ist also unter anderem das notwendig, was der Shermanreport (Sherman, 1997) aus der erfolgreichen Präventionsprogrammen ermittelte: Ärger- und Stressbewältigungstraining für impulsive Jugendliche, keineswegs nachsichtige Gewalttoleranz.

## 9. Die »Kultur der Armut«, die »Kultur der Unterschicht« und das »Gesetz der Straße«

Ein fundamentales Missverständnis muss vermieden werden, nämlich die Meinung, dass Menschen in »sozialen Brennpunkten«, »Problemgebieten«, Ghettos o. ä. sich von andern Menschen nur dadurch unterscheiden, dass sie ärmer oder sozial benachteiligt seien. Ein weiteres Missverständnis ergibt sich aus der Meinung, dass diese Personen, nur weil sie ärmer seien, deshalb eher zu Gewalt und Kriminalität neigten.

Lewis (1966, p. 21) prägte den Begriff »Kultur der Armut«, um ein Muster aus Armut, Distanz zu den Institutionen der Gesellschaft, Misstrauen, Apathie und der Entwicklung alternativer Institutionen und Verhaltensweisen in der »Gemeinschaft der Slums« zu beschreiben. Er unterschied auch (Lewis, 1966, S. 23) ausdrücklich zwischen Armut und der »Kultur der Armut«. Er zitierte verschiedene Beispiele aus verschiedenen Ländern dafür, dass arme Menschen keineswegs zu dieser Kultur der Armut gehören müssen. Er schilderte auch ein Beispiel dafür, dass sich bei Einwohnern des gleichen Slums trotz gleich gebliebener Armut nach Jahrzehnten die psychologische Situation völlig verändert hatte und sich Gefühle von Macht und Bedeutung entwickelt hatten. Diese psychologischen Unterschiede bei gleichgroßer Armut zeigte auch Anderson (1994) in seinem »Gesetz der Straße« auf, wo er zwei unterschiedliche Kulturen in den armen amerikanischen Ghettos beschrieb: Die »anständigen« Personen (»The decent people«, wie sich selbst nennen), die sich an den Normen der Mittelschicht orientieren und die »straßenorientierten« Personen (»the street people«), die eher impulsiv und gewaltorientiert leben, also Millers Formulierung der »Kultur der Unterschicht« entsprechen.

Lewis (1966) zeigte genau wie Miller (1958) auf, dass sich die Angehörigen verschiedener Schichten keineswegs nur durch ihre unterschiedlichen materiellen Ressourcen unterscheiden, sondern auch durch unterschiedliche Denk- und Verhaltensmuster. In der heutigen Zeit findet man allerdings auch bei Angehörigen der Mittelschicht, spezifisch Jugendlichen, häufiger als früher die Suche nach einem »Kick«/»Thrill«, den Wunsch »cool« zu erscheinen, u.ä. Dies sind durchaus ähnliche Muster, wie die bereits 1958 von Miller als typisch für die »Kultur der Unterschicht« beschriebenen Denk- und Handlungsmuster. Deshalb ist es nicht gerechtfertigt, die materiellen Ressourcen als Hauptverantwortliche des menschlichen Handelns zu betrachten!

Miller (1958) ermittelte ein bestimmtes kulturelles System, einen Lebensstil der Unterschicht. Dieser Lebensstil ist charakterisiert durch ein Muster an sechs zentralen Problembereichen, Anliegen (focal concerns), um die sich das Denken der Menschen dreht, die ihre ständige Aufmerksamkeit erfordern und einen hohen Grad an emotionaler Beteiligung beinhalten.

1. Schwierigkeiten vermeiden: Man will sich aus Schwierigkeiten mit den Behörden und persönlicher Art heraushalten.

2. Härte: Betonung von körperlicher Verwegenheit,

Tapferkeit »Männlichkeit«. Keine Sentimentalität zeigen; Gleichgültigkeit gegenüber »Kunst«, »Literatur«. Frauen werden als »Eroberungsobjekte« betrachtet.

3. »Smartness«: Menschen werden in zwei Gruppen unterteilt:

a) Dummköpfe, leichte Opfer, Narren, leicht Täuschbare, die für ihr Geld arbeiten und »legitime« Ziele für Ausbeutung sind, und

b) die gerissenen Handelnden, die »mit Gehirn«, die von ihrem Verstand leben und durch ihre geistige Gewandtheit das von den »Dummköpfen« bekommen, was sie wollen.

Deshalb muss man – gemäß dieser Denkweise – lernen, andere Personen auszutricksen, zu betrügen und selbst nicht ausgetrickst zu werden.

4. Kick, »Thrill«, Erregung suchen.

5. Schicksal: Geht es gut, hat man Glück gehabt, geht's schlecht, hat man Pech gehabt.

6. Autonomie: eine starke Abneigung gegen äußere Kontrolle und Autorität. Andererseits gibt es auch starke Abhängigkeitswünsche. Diese werden primär dadurch sichtbar, dass Klagen geäußert werden, wenn durch Institutionen keine Hilfe oder Fürsorge gewährt wird. Allerdings wird aber keineswegs Dankbarkeit oder Zufriedenheit gezeigt, wenn Hilfe und Fürsorge tatsächlich gewährt werden.

Miller (1958) spricht hierbei von dem Denksystem einer »jahrhundertealten Kultur«, die man in Variationen in allen Kulturen und Zeitepochen finden kann. Dass aber Armut nicht die Ursache für diese Denkmuster ist, zeigte Anderson (1994) in seinem »Gesetz der Straße« auf. Es wird also deutlich, was einem Mittelschichtangehörigen passiert, wenn er das Denksystem seines Gegenübers nicht kennt, wenn er also nicht »streetwise«, »streetsmart« (Füllgrabe, in Druck) ist. Er trifft auf jemanden, der »Smartness« gelernt hat und die Schwächen anderer auszunutzen (to outsmart), aber nicht, Dinge gleichberechtigt ausdiskutieren.

Und während jemand, der einen Intensivtäter auf eine Weltreise schickt (Motto: Reisen bildet), sich selbst als »modern«, warmherzig, einfühlsam usw. ansieht, ist das Bild des Täters von ihm völlig anders: als jemand, der die Realität nicht kennt, den man hinters Licht führen kann, dessen Gutmütigkeit man ausnutzen kann. Ein jugendlicher Täter formulierte es im Fernsehen einmal drastisch so: »Da wird man dafür belohnt, dass man Scheiße gemacht hat.«

**Fazit:** Die Tatsache, dass auch kulturelle, soziale und gesellschaftliche Einflüsse z.B. auf die Höhe der Kriminalität in einem Land einwirken (Füllgrabe, in Druck), darf nicht den Blick dafür verstellen, dass diese Einflüsse höchstens das Weltbild, Denken und Fühlen des Täters beeinflussen, dass aber für eine Tat der Täter selbst verantwortlich ist. Spezifisch für Gewalt gegen Frauen formulierten dies Jacobson und Gottman (1998, p. 196) so: »It is the batterer's responsibility to stop the violence, and his alone.«

Alle sozialen und organisatorischen Maßnahmen (z.B. Veränderungen im Schulsystem, neue Arbeitsplätze) helfen nicht, Gewalt und Kriminalität zu vermeiden,

wenn sich nicht die kognitive Struktur von Gewaltbereiten verändert.

#### 10. Die wirkungsvollste Präventionsmaßnahme

Was ist also zu tun? Lösel und Bliesener (2003) stellten fest, dass viele Jugendliche unter ungünstigen Umständen aufgewachsen sind, ohne dass sich daraus Verhaltensprobleme ergeben haben. Jugendliche, die trotz insgesamt hoher Risikowerte unauffällig bzw. sozial kompetent sind, zeichnen sich vor allem durch folgende Merkmale aus: Sie sind hochsignifikant weniger impulsiv und unaufmerksam, neigen deutlich weniger zu einer aggressionsorientierten Informationsverarbeitung und konsumieren wesentlich seltener Substanzen als die aggressiven Jugendlichen mit ähnlichem Risiko. Es sind also vor allem Prozesse der Selbstkontrolle, die negative Voraussetzungen im Herkunftsmilieu kompensiert haben.

Zur Gewalt- und Kriminalitätsvermeidung sind also u.a. wichtig: Ärger- und Stressbewältigungstraining für impulsive Jugendliche und die Vermittlung sozialer Fähigkeiten (Sherman, 1997).

Die wirkungsvollste und – langfristig gesehen – kostengünstigste Präventionsmaßnahme besteht aber gemäß dem Shermanreport (Sherman, 1997) in der Einwirkung auf die Kindererziehung. Sherman (1997) wies hier auf die große Bedeutung der Interaktion von Betreuern mit Problemfamilien für die Erziehung und Kriminalitätsprävention hin. In gleicher Weise warnte Healy (1990) in ihrem Buch *Endangered Minds* vor verschiedenen negativen Konsequenzen mangelnder Interaktionen von Eltern mit ihren Kindern für die geistige und soziale Entwicklung von Kindern. Angesichts der Ratlosigkeit vieler Eltern, wie man richtig erziehen soll, zeigte Healy (1990), wie einfach dies sein kann, wenn man die Interaktionen freundlich und gemäß der »leitenden Vorschläge«, also lenkenden hilfreichen, konstruktiven Vorschlägen (White & Lippitt, 1969, S. 461) gestaltet, andererseits auch dem Kind Grenzen setzt.

Und Healy hat dementsprechend auch eine völlig andere Sicht, was »Benachteiligung« bedeutet: »Kinder sind in dem Ausmaß »benachteiligt«, in dem sie nicht angemessene körperliche, sozial- emotionale und intellektuelle Fürsorge erfahren. Eine langjährige Deprivation auf einem dieser Gebiete erzeugt ein Risiko für die Kinder! Wenn die Faktoren sich überlappen und anhäufen, werden entsprechend Lernen, Leben und Gesellschaft gefährdet (Healy, 1990, p. 237).«

## ZUSAMMENFASSUNG

Das Entstehen von Kriminalität und Gewalt wird oft einseitig auf soziale Ursachen zurückgeführt. Dahinter steht ein Paradigma, das die Eigenverantwortung des Täters herunterspielt. Auch werden die unterschiedlichen Persönlichkeitsstrukturen von Tätern völlig ignoriert und die Tatsache, dass Jugendkriminalität zumeist durch die Suche nach einem »Kick« oder mangelnden sozialen Fähigkeiten ausgelöst wird. Ursache dafür ist nicht Armut, sondern ein impulsiver Lebensstil, wobei es durch Erziehungsdefizite zu einer »Akkumulation von Problemen« kommt. Deshalb sind zur Verhinderung von Kriminalität rechtzeitige Interventionen hinsichtlich Erziehungsmaßnahmen notwendig. Dagegen führt die Überbetonung von sozialen Faktoren leicht zu Gewalttoleranz und damit Gewaltsteigerung bei jugendlichen Tätern.

## LITERATUR

- Anderson, E. (1994). The code of the streets. *The Atlantic Monthly*, 273(5), 80 - 94.
- Coates, D., Renzaglia, G. J. & Ebre, M. C. (1983). When helping backfires: Help and helplessness. In J.D. Fisher, A. Nadler & B. M. DePaulo (Eds.), *New Directions in helping, Volume 1, Recipients to aid*, (pp. 251 -279). New York: Academic Press.
- Eichhorn, M. (2006). Konflikt- und Gefahrensituationen in Bibliotheken. Bad Honnef: Bock & Herchen.
- Frankl, V. E. (1995). *Der Wille zum Sinn*. München: Piper.
- Füllgrabe U. (1975a). *Persönlichkeitspsychologie*. Stuttgart: R. Boorberg Verlag.
- Füllgrabe, U. (1975b). Neurotische Verhaltensstörungen. *Neues Polizeiarchiv*, 633, Kriminologie, Blatt 1 - 5.
- Füllgrabe, U. (2007, 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage). *Kriminalpsychologie. -Täter und Opfer im Spiel des Lebens*. Kerzenheim: minerva-Verlag.
- Füllgrabe, U. (2002). Amok. *Report Psychologie*, 27(11/12), 694 - 703.
- Healy J. M. (1990). *Endangered Minds - Why our Children Don't Think*. New York: Simon and Schuster.
- Jacobson, N. & Gottman, J. (1998). *When men batter women*. New York: Simon and Schuster.
- Lempp, R. (1977). *Jugendliche Mörder*. Bern: Hans Huber.
- Lewis, O. (1966). The culture of poverty. *Scientific American*, 215, 19 - 25.
- Lips, E. (1994). Gewalt bei Jugendlichen. *Kriminalistik*, 48 (6), 423 - 428.
- Lösel, F., Bliesener, T., Fischer, T. & Pabst, M. A. (2001). *Hooliganismus in Deutschland: Ursachen, Entwicklung, Prävention und Intervention*. Berlin: Bundesministerium des Innern
- Lösel, F. & Bliesener, T. (2003). *Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen*. München: Luchterhand.
- Lorenz, K. (1963). *Das sogenannte Böse*. Wien: Dr. G. Borotha-Schoeler Verlag.
- Miller, W.B. (1958). Lower class culture as a generating milieu of gang delinquency. *Journal of Social Issues*, 14, 5 - 19.
- Müller, J. (1997). *Täterprofile*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts Verlag.

## SUMMARY

The origin of criminality and violence is frequently ascribed to social phenomena alone. This is due to a paradigm which lowers the self-responsibility of the offender. Moreover, the personality structures of offenders are often disregarded entirely, and also the fact that juvenile delinquency is mostly triggered by the search for a »kick« or by a lack of social competence. The reason for this is not poverty, but an impulsive lifestyle characterised by deficits in parental care / education / upbringing which result in an accumulation of problems. Therefore, if delinquency is to be prevented, intervention measures must be taken early enough. On the other hand, an over-emphasis of social factors can tend to lower the tolerance threshold for violence and thus result in an increase in violence amongst young offenders.

- Robins, R. W., John, O. P., Caspi, A., Moffitt, T. E. & Stouthamer-Loeber, M. (1996). Resilient, overcontrolled, and undercontrolled boys: Three replicable personality types. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70(1), 157 - 171.
- Rönkä, A. & Pulkkinen, L. (1995). Accumulation of problems in social functioning in young adulthood: A developmental approach. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69(2), 381 - 391.
- Sanford, N. (1965). The prevention of mental illness. In B. B. Wolman (Ed.), *Handbook of Clinical Psychology*, (pp. 1378-1400). New York: McGraw - Hill.
- Schumann, C. (1974). Kriminalität durch Fürsorge? Eine Überprüfung der Labeling-Theorie an der Arbeit des Jugendamtes. *Kriminologisches Journal*, 6(2), 89 - 104.
- Sherman, L. W. (Ed.) (1997). *Preventing crime: What works, what doesn't. What's promising. A report to the United States Congress*. University of Maryland. College Park.
- Tausch, R. & Tausch, A. (1971). *Erziehungspsychologie*. Göttingen: Hogrefe
- Toch, H. J. (1969). *Violent Men*. Chicago: Aldine Publishing Company.
- West, D.J. & Farrington, D.P. (1977). *The delinquent way of life*. London: Heinemann.
- White, R. & Lippitt, R. (1969). Verhalten von Gruppenleitern und Reaktionen der Mitglieder in drei „sozialen Atmosphären“; in M. Irle (Hrsg.), *Texte aus der Experimentellen Sozialpsychologie*, (456 - 486). Neuwied: Luchterhand.
- Wolf, H. E. & Wolter, H. J. (1974). *Rocker - Kriminalität*. Seewetal - Ramelsloh: Sozialpädagogischer Verlag.
- Ziese, P. (1976). Die Triebtheorie der Psychoanalyse. In D. Eicke (Hrsg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Band II, Freud und Folgen (I)*, ( 343 - 362). Zürich: Kündler Verlag AG.
- Zimbardo, P. G. (1970). The human choice : individuation, reason and order versus deindividuation, impulse and chaos. In W. J. Arnold & D. Levine (Eds.) *Nebraska symposium on motivation*, (237 - 307). Lincoln.